

11. Sonntag nach Trinitatis Predigttext: Lukas 18,9-14

Votum: 1. Petrus 5,5

Gott widersteht den Hochmütigen, aber den Demütigen gibt er Gnade.

Brave Mädchen kommen in den Himmel. Böse Mädchen kommen überall hin. Das war mal so ein witziger Spruch, den man auf Postkarten kaufen konnte. Heute hören wir, dass brave Mädchen keineswegs immer in den Himmel kommen. Bzw. brave Jungs. Sogar dann nicht, wenn sie so brav sind wie der Pharisäer zur Zeit Jesu.

Der Pharisäer verlässt sich auf Gott. Sein ganzes Leben hat er auf diesen Gott ausgerichtet. Er hat die Bibel sorgfältig studiert und kennt alle ihre Gebote. Er weiß, was Gott will. Und er hält sich daran. Er fühlt sich sicher. Es gibt nur ein Problem:

Der Gott, den er kennt und an den er glaubt und nach dessen Gesetzen er lebt, gibt es nicht. Er hat sich ein Bild von Gott gemacht, kein steinernes Abbild und auch kein gemaltes Bild, aber eine eigene Vorstellung. Alles, was er in der Bibel über Gott gefunden hat, hat er zusammengesetzt wie ein Puzzle, bis er am Ende ein komplettes Bild hatte. Dieses Bild hat er im Kopf und im Herzen, diesen Gott betet er an. Und diesem Gott gibt es nicht.

Gott ist anders. Er ist nicht so, wie ich denke, dass er ist. Das ist für den Zöllner nicht anders. Der schlägt sich an die Brust und bittet um Gnade: Gott, sei mir Sünder gnädig! Er wird erhöht werden, sagt Jesus. Damit hat der Zöllner ganz bestimmt nicht gerechnet.

Wie gut, dass Jesus uns gesagt hat, wie Gott wirklich ist. Gott ist gnädig. Er nimmt den Sünder gnädig an, wenn der sich an die Brust schlägt und um Gnade bittet. Also lasst uns fröhlich sündigen und uns anschließend an die Brust schlagen und um

Gnade bitten. Anstatt uns Mühe zu geben wie der Pharisäer in dem Gleichnis und am Ende erniedrigt zu werden.

Aber das kann irgendwie auch nicht sein, oder? Jesus erzählt seine Geschichten nicht, um Gott für uns besser berechenbar zu machen. Er erzählt sie, um uns zu zeigen, dass wir Gott eben nicht berechnen können. Gott ist nicht so, wie wir denken. Der Gott, den wir uns denken, den gibt es nicht.

Es wäre so viel bequemer, wenn wir wüssten, wie Gott ist und was er wirklich will. Es ist so viel bequemer, dass ich manchmal einfach darauf bestehe, dass er so zu sein hat, wie ich ihn sehe. Ich suche Sicherheit in meinem Glauben. Gott kennt mich und ich kenne Gott. Daran will ich mich festhalten.

Denn die Welt ist schlecht, jedenfalls die Menschen auf ihr. Sie werden alle miteinander untergehen. Außer mir natürlich und den anderen wenigen Frommen. Wir unterscheiden uns von der bösen Welt. Wir sind die Guten. Wir werden gerettet.

Solange es mir gut geht, funktioniert das. Aber dann trifft plötzlich mich oder Menschen die ich liebe irgendein Unglück. Womit habe ich das verdient? Warum lässt Gott das geschehen? Wenn er das zulässt, dann glaube ich nicht mehr an ihn. Das passt nicht zu meinem Bild von Gott.

Und anstatt mich von meiner Vorstellung von Gott zu trennen, sage ich: Gott gibt es gar nicht. Was ich mir nicht vorstellen kann, das gibt es nicht.

Demnach dürfte es allerdings meine Mitmenschen auch nicht geben. Denn die sind ebenfalls oft unvorstellbar anders, als ich gedacht habe. Nicht mal die Menschen, die mir am nächsten stehen, kenne ich wirklich. Selbst meine Kinder oder meine Frau oder ein guter Freund, eine gute Freundin sagen oder tun manchmal Sachen – das gibt's gar nicht! Das hätte ich nicht von ihnen gedacht! Ich bin enttäuscht. Seltsamerweise nicht enttäuscht von meinen Bildern sondern von den Menschen, die einfach nicht so sind, wie ich sie mir denke.

Meine Bilder sind falsch. Nicht nur mein Bild von Gott, auch die Bilder, die ich mir von anderen Menschen gemacht habe. Sogar das Bild, das ich von mir selber habe, ist mehr als unzuverlässig.

Und trotzdem mache ich mir immer wieder Bilder von Gott und der Welt, bilde mir Meinungen, Urteile über andere, bastele an einem möglichst vorteilhaften Bild von mir selbst. Anders bekomme ich Gott und die Welt und das Leben und mich selbst nicht zu fassen. Doch dieses Bild vom anderen ist eben nur ein Bild und nicht der andere selbst. Mein Bild von Gott ist nicht Gott.

Gott ist nicht der, den wir uns denken. Gott ist der, der er ist. So haben es die Menschen in der Zeit des Alten Testaments gesagt: Jahwe, das ist der Name Gottes, und er bedeutet: Der, der ist. Auch Jesus hat es auf den Punkt gebracht, der Evangelist Johannes hat es überliefert: Gott ist Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.

Liebe – jeder weiß, was das ist. Liebe – niemand kann sagen, was das ist. Male doch mal ein Bild von der Liebe! Mir fallen da immer wieder Geschichten ein, Beispiele. Geschichten, in denen Liebe passiert. Sie selbst zu beschreiben geht nicht.

Das wusste Jesus auch – und hat das Reich Gottes und Gottes Willen immer wieder in Gleichnissen beschrieben. Geschichten, in denen Menschen vorkommen, die einander gegenüberstehen und miteinander leben. Oder Geschichten, die Vergleiche mit der Natur anstellen. Gott selbst zu beschreiben ist nicht möglich. Den kann man nicht sehen – das wussten auch schon die Menschen im Alten Testament. Mose, der auf dem Berg Sinai Gott ganz nahe war, sah doch nur die Wolke, in der der Herr vorbei zog. Gottes Angesicht zu schauen, bedeutet zu sterben, das glaubten die Menschen im Alten Testament.

Auch dieses Gleichnis vom Pharisäer und vom Zöllner im Tempel erzählt von Gott, ohne ein Bild von ihm zu malen. Danach ein Bild von Gott anzufertigen, ist unmöglich. Wer oder wie Gott wirklich ist, ist nicht zu erkennen. Scheinbar nahe liegende Deutungen sind falsch: Alle Pharisäer sind doof – ist Blödsinn. Alle Zöllner sind gut – genauso. Sündige fröhlich und schlage dann die Hände vor die Brust – das hatten wir auch schon ausgeschlossen. Gott ist nach dieser Geschichte kein bisschen berechenbarer als vorher.

Und dennoch bleibt etwas hängen, mehr als nur eine Ahnung: Es bleibt das gewisse Gefühl, dass Gott kein starres Prinzip ist, keine Maschine, deren Aktionen durch Gesetze bestimmt sind. Sondern Gott ist ein lebendiges Gegenüber, einer, der oder die selbst handelt, eine, die oder der lieben kann. Ebenso unberechenbar wie ein menschliches Gegenüber, unbegreiflich wie die Menschen, die ich liebe und die mich lieben, und dennoch vertrauenswürdig und zuverlässig über jedes menschliche Maß hinaus. Gott ist einer, den nichts und niemand zwingen kann, aber auch einer, der seinerseits vergeben kann. Er hält dem Zöllner und genauso dir und mir die Tür auf in sein Haus. Doch wenn wir eintreten, sollten wir nicht zu sehr überrascht sein, wenn wir den Pharisäer da drinnen auch antreffen.

Dieser ging gerechtfertigt in sein Haus, jener aber nicht. Wir können Gott nicht darauf festlegen, wer dieser oder jener ist. Ob ich zu diesem oder jenem gehöre, das können andere womöglich sogar besser erkennen, als ich selbst.

Aber selbst wenn alle anderen einig sind, was du für einer bist, eins bist du und bleibst du für alle Zeit und Ewigkeit: Du bist ein Kind Gottes. Und Gott gibt keines seiner Kinder auf. Das weiß ich zwar nicht, aber das glaube ich, darauf hoffe ich, daraufhin lebe ich.

Amen.